

## 2.2. Gliederung und Inhaltswiedergabe von *Grundzüge*

- a. Natur der Sprache überhaupt (V,374-399) / Synopse von Humboldts „Hauptworten“ in den Entwürfen zur *Kawi-Einleitung*
- b. Verfahren der Sprache bei der Bildung der Rede (V,400-473)
  - α. Lautsystem (V,400-410)
  - β. Wörternvorrath (V,410-444), zum Zusammenhang von Wort, Zeichen und Symbol

Schon in seiner Akademierede *Ueber das vergleichende Sprachstudium* von 1820 erteilte Humboldt allen Sprachursprungstheorien mit einer für ihn seltenen Eindeutigkeit eine Absage:

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, dass man wohl noch keine Sprache jenseits der Gränzlinie vollständiger grammatischer Gestaltung gefunden, keine in dem flutenden Werden ihrer Formen überrascht hat. [...] Meine bisherige [Erfahrung] [...] hat mir bewiesen, dass auch die sogenannten rohen und barbarischen Mundarten schon alles besitzen, was zu einem vollständigen Gebrauche gehört, [...].<sup>1</sup>

Offen war allein noch der transzendente Weg, so Trabant:

[...] die von Humboldt zur »Leitung« des Erfahrungsstudiums der Sprachen entwickelte Philosophie der Sprache betrachtet Sprache im Rahmen der transzendentalphilosophischen Problematik funktional-genetisch, nicht zeitlich genetisch, d. h., sie fragt nach der Quelle der Sprache, dem Was und dem Wie und dem Woraus, nicht aber nach ihrem Anfang, dem Wann. Die Frage nach dem Wann hat die Philosophie der geschichtlichen Forschung übergeben, die aber ihrerseits darüber hinaus nichts Begründetes sagen kann.<sup>2</sup>

Zu der transzendentalen Quelle der Sprache äußert Humboldt in der erwähnten Abhandlung *Ueber das vergleichende Sprachstudium*:

Die Sprache ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre.<sup>3</sup>

Humboldt macht sich nun auf die Suche nach diesem Typus, genauer nach dem Urtypus wie er manchmal auch sagt. Er widmet dem Problem eine breit angelegte Studie, die Schrift *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus*.

Für die Schrift selbst existiert ein teilweise sehr ausführliches Inhaltsverzeichnis.<sup>4</sup> Die Schrift lässt sich danach wie folgt gliedern:

- a. Natur der Sprache überhaupt (V,374-399)
- b. Verfahren der Sprache bei der Bildung der Rede (V,400-473)

---

<sup>1</sup> IV,3 Sprachstudium

<sup>2</sup> Trabant 1990, S. 116

<sup>3</sup> IV,14 Sprachstudium

<sup>4</sup> V,474/475 Grundzüge

Der zweite Teil wird wiederum in drei Teile untergliedert:

- α. Lautsystem (V,400-410)
- β. Wortvorrath (V,410-444)
- γ. Redeverbinding (V,445-473)

Dieser Gliederung sei hier gefolgt. Der erste Teil über die

### a. Natur der Sprache überhaupt (V,374-399)

enthält Formulierungen von Grundeinsichten Humboldts über das Wesen der Sprache, die sich teilweise wörtlich in *Verschiedenheiten* und der *Kawi-Einleitung* wiederfinden. Liebrucks spricht von Hauptwörtern Humboldts.<sup>5</sup> Gleich am Anfang V,374 steht die berühmte Formulierung, dass die Sprache »das bildende Organ des Gedanken ist.«<sup>6</sup> Die Wendung findet sich bereits bei Herder.<sup>7</sup> Sie widerspricht nicht der gängigen Formulierung, dass die Sprache Verständigungsmittel sei, sondern ist

<sup>5</sup> Setter 1997 übernimmt diesen Usus.

<sup>6</sup> V,374 besitzt viele Parallelen. Die erste dürfte aus Humboldts Besprechung von Goethes Epos *Hermann und Dorothea* stammen, in der er Kapitel XIX (= II,158/159) auch auf die Sprache an sich zu sprechen kommt. Dort meint er, dass die Sprache »bloss für den Verstand da ist und alles in allgemeine Begriffe verwandelt« um ein paar Zeilen weiter zu behaupten: »Die Sprache ist das Organ des Menschen, die Kunst ist am natürlichsten ein Spiegel der Welt um ihn her [...]« Cf. 2.3.2. V,374 wird V,386 in *Grundzüge* selbst wiederholt: »Sprache als Organ des Denkens«.

In anderen Schriften Humboldts:

V,261 *Lettre à Monsieur Abel-Remusat*: »la langue qui en [la pensée] est l'organe« = Humboldt 1979 S.24: »Sprache, die doch das Organ des Denkens ist«

V,312 *Chinesische Sprache*: »Natur der Sprache, als Organs und Werkzeugs des Gedanken«

VI,151 *Verschiedenheiten*: »Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken.«

VI,179 *Verschiedenheiten*: »Sprache als Organ des Gedanken«

VII,53 *Kawi-Einleitung*: »Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken.«

VII,641 *Über den Einfluß des verschiedenen Charakters der Sprachen auf Literatur und Geistesbildung*: »Man kann vielmehr als allgemein anerkannt annehmen, dass die verschiedenen Sprachen die Organe der eigenthümlichen Denk- und Empfindungsarten der Nationen ausmachen, [...]«

Erwähnt sei auch VII,14 *Kawi-Einleitung*: »Die Sprache auf der andren Seite ist das Organ des inneren Seyns, dies Seyn selbst, wie es nach und nach zur inneren Erkenntnis und zur Aeusserung gelangt. Sie schlägt daher alle feinste Fibern ihrer Wurzeln in die nationale Geisteskraft; und je angemessener diese auf sie zurückwirkt, desto gesetzmässiger und reicher ist ihre Entwicklung. Da sie in ihrer zusammenhängenden Verwebung nur eine Wirkung des nationalen Sprachsinns ist, so lassen sich gerade die Fragen, welche die Bildung der Sprachen in ihrem innersten Leben betreffen, und woraus zugleich ihre wichtigsten *Verschiedenheiten* entspringen, gar nicht gründlich beantworten, wenn man nicht bis zu diesem Standpunkte hinaufsteigt.« Sprache ist das Organ des inneren Seins und dieses Organ nennt Humboldt Sprachsinne? Auch wenn sich diese Gleichsetzung nach dieser Stelle nahelegt, Humboldt vollzieht sie nicht. Organ ist Metapher und doch nicht. Wenn es nach und nach zur inneren Erkenntnis gelangt, ist es kein Organ mehr, das man chirurgisch sezieren kann (1.4.). Dasselbe gilt für den Sprachsinne, den Humboldt auch mit Instinkt in Zusammenhang bringt (5.3.1.).

<sup>7</sup> Herder 1964, S. 30 [aus der *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* von 1772]: »[...] die Sprache ein natürliches Organ des Verstandes, ein [...] Sinn der menschlichen Seele [...]« Cf. 1.4. Bei Herders Mentor Hamann findet sich N III,284 (*Metakritik* von 1784) eine ähnliche Formulierung: »Sprache, das einzige erste und letzte Organon und Kriterion der Vernunft« Organon klingt aber nur ähnlich wie Organ. Genau bedeutet das Wort „Werkzeug“. Hamann spielt mit seiner Formulierung wahrscheinlich auf Platon, *Kratylos* 388c an. Die Stelle lautet in der Übersetzung von Schleiermacher: »Das Wort ist also belehrendes Werkzeug [*organon*] und ein das Wesen unterscheidendes und sonderndes, wie die Weberlade das Gewebe sondert.« Cf. Trabandt 1994, S. 233, Anm. 3: »Die Ausdrücke »Organismus«, »Organ«, »Organisation«, wie sie von Humboldt und generell im Kontext der nachkantischen Philosophie verwendet werden, verweisen auf den kantischen Organbegriff, der den griechischen *Organon*-Begriff, d. h. den des *Werkzeugs* wesentlich erweitert: »Organ« heißt Teil eines Lebendigen, das sich selbst und die anderen Teile des Gesamtorganismus hervorbringt, der bloß mechanisch-kausal (als Maschine) nicht zu erklären ist, sondern als bildende Kraft teleologisch, d. h. nach seiner Zweckmäßigkeit, zu verstehen ist (KdU: 65);« Die Ziffer in Trabandts Hinweis auf Kants *Kritik der Urteilskraft* bezieht sich wohl auf keine Seiten-, sondern auf eine Paragraphenzahl. In § 65 der *Kritik der Urteilskraft* mit der Überschrift *Dinge als Naturzwecke sind organisierte Wesen* schreibt Kant B 292/293: »Ein organisiertes Wesen ist nicht bloß Maschine [wie etwa eine Uhr], denn sie hat lediglich bewegende Kraft, sondern es besitzt in sich bildende Kraft, und zwar solche, die es den Materien mittheilt, welche sie nicht haben (sie organisiert), also eine sich fortpflanzende bildende Kraft, welche durch das Bewegungsvermögen alleine (den Mechanismen) nicht erklärt werden kann.« – Di Cesare 1996, S. 171 und in Humboldt 1998, S. 36 stellt den Unterschied zwischen Werkzeug und Organ noch schärfer heraus als Trabandt. Sachlich ist diese Differenzierung bestimmt richtig. Dass die Sprache dem Menschen nichts Äußerliches und sie nicht allein aus seiner Bedürftigkeit zu erklären ist, trifft bestimmt zu. Humboldt benutzt aber beide Begriffe für die Sprache und ordnet sie nicht unterschiedlichen Sprachauffassungen zu. Werkzeug: IV,312 *Grammatische Formen* (5.3.1.); VI,123 *Verschiedenheiten*. Für die *Kawi-Einleitung* führt Di Cesare selbst in ihrem verdienstvollen Register die Belege dafür an.

mit dieser Tatsache aufs engste verbunden. Mit den oft zitierten Formulierungen aus der Akademierede *Über den Dualis* ausgesagt:

[...] das Denken ist wesentlich von Neigung zu gesellschaftlichem Daseyn begleitet, und der Mensch sehnt sich, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungs-Beziehungen, auch zum Behuf seines blossen Denkens nach einem dem I c h entsprechenden D u , der Begriff scheint ihm erst seine Bestimmtheit und Gewissheit durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft zu erreichen. [...] Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber giebt es keine andre Vermittlerin, als die Sprache.<sup>8</sup>

Diese Formulierungen finden sich teilweise wortwörtlich in *Grundzüge* V,380:

Im Menschen aber ist das Denken wesentlich von Neigung an gesellschaftliches Daseyn gebunden, und der Mensch bedarf, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungs-Beziehungen, zum blossen Denken eines dem I c h entsprechenden D u , der Begriff erreicht seine Bestimmtheit und Klarheit erst durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft zu erreichen. [...] Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber ist die einzige Vermittlerin die Sprache.

Die Akademierede *Über den Dualis* wurde am 26. April 1827 vorgetragen. Somit dürfte es sich bei dem letzten Zitat um eine Vorformulierung der Worte aus dem Dualis-Vortrag handeln.<sup>9</sup> Die Worte aus diesem Vortrag übernimmt Humboldt in *Verschiedenheiten* VI,160. Für die den hier zitierten Worte folgenden Zeilen weist er dort in einer Anmerkung sogar eigens hin. In die *Kawi-Einleitung* sind diese Worte nicht übernommen worden. Dass Objektivität des Denkens aber nur mittelst der Kommunikation in der Sprache gewonnen werden kann, wird auch in ihr thematisiert:

der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Anderen versuchend geprüft hat.<sup>10</sup>

Diese Worte stehen auch am Ende des Paragraphen 25 aus *Grundzüge*, der VII,55 fast vollkommen in die *Kawi-Einleitung* Eingang fand.

V,386 wiederholt Humboldt seine anfangs aufgestellte These, dass die Sprache das »Organ des Denkens« sei, und folgert daraus, dass in »jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht«<sup>11</sup> vorliege und

Durch denselben Act, vermöge welches der Mensch die Sprache aus sich heraus spinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede Sprache zieht um die Nation, welcher sie angehört einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren Sprache hinübertritt.<sup>12</sup>

---

<sup>8</sup> VI,26 Dualis. Trabant stellte sie 1995 in *Sprache denken* den „Positionen aktueller Sprachphilosophie“ voran.

<sup>9</sup> Die freilich ihrerseits wieder auf frühere Formulierungen zurückgeht. III,296/287 Ankündigung einer Schrift über die vaskische Sprache: »Denn die Sprache ist überall Vermittlerin, [...] und der sicherste Beweis, dass der Mensch nicht ein a n s i c h abgesonderte Individualität besitzt, dass I c h und D u nicht bloss sich wechselseitig fordernde, sondern, wenn man bis zu dem Punkte der Trennung zurückgehen könnte, wahrhaft identische Begriffe sind, und dass es in diesem Sinn Kreise der Individualität giebt, von dem schwachen, hilfsbedürftigen und hilflosen einzelnen hin bis zum uralten Stamme der Menschheit, weil sonst alles Verstehen bis in alle Ewigkeit hin unmöglich seyn würde.«

<sup>10</sup> VII,55 Kawi-Einleitung

<sup>11</sup> V,387/388 || VI,179 *Verschiedenheiten* und VII,60 Kawi-Einleitung

<sup>12</sup> V,387 *Grundzüge* || VI,180 *Verschiedenheiten* und VII,60 Kawi-Einleitung

Im Folgenden geht Humboldt der Frage der Ursprache und ihrer Entstehung nach. Er beantwortet sie wie in der bereits erwähnten Akademierede von 1820, negativ: »Es mag Eine, es mag mehrere Ursprachen gegeben haben, [...]«<sup>13</sup> »von Erfindung einer Sprache kann im Gebiete geschichtlicher Sprachuntersuchung nicht die Rede seyn.«<sup>14</sup> Dennoch meint Humboldt, gebe es »nur Eine Sprache, wie es nur Eine Menschengattung giebt, [...]«<sup>15</sup> »da jedes Gedachte immer aus der [...] Sprachfertigkeit des Individuum in dem jedesmaligen Augenblick hervorgeht, [...] das heisst die allgemeine dem ganzen Menschengeschlecht inwohnende Kraft bestimmt sich individuell.«<sup>16</sup> Der Folgerungen aus dieser These ist sich Humboldt wohl bewusst. Zwar bedienen sich die Menschen historisch gewordener, durch dauernde "Absprachen" entstandener und sie als solche überkommener Sprachen, wodurch der individuelle Sprecher natürlich »Einschränkungen erfährt«,<sup>17</sup> aber

Eine Nation hat freilich im Ganzen dieselbe Sprache, allein schon nicht alle ihre Mitglieder [...] ganz dieselbe, und geht man noch weiter in das Feinste über, so besitzt jeder Mensch seine eigne. Keiner denkt bei dem Wort gerade das, was der andre, [...] Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, [...].<sup>18</sup>

## **b. Verfahren der Sprache bei Bildung der Rede (V,400-473)**

### **α. Lautsystem (V,400-410)**

Im ersten allgemein gehaltenen Teil über die »Natur der Sprache« kommt der Begriff Sprachsinne nicht vor. Er findet sich nur im zweiten Abschnitt »Verfahren der Sprache bei der Bildung der Rede« und dort - sieht man von seinem Vorkommen auf Seite V,459 ab - auch nur in dem Abschnitt mit der Überschrift »Wortvorrath«. Aber er wird im zweiten Teil gleich auf den ersten Seiten zum »Lautsystem« angedeutet. Für Humboldt liegt »der ganze Begriff der Sprache in dem des articulirten Lautes.«

[...] Indem der Geist den thierischen Laut durchdringt, wird dieser zum articulirten, verliert aber nicht in allen Sprachen seine ursprüngliche Natur ganz und rein, sondern mischt den Tönen ein Schnalzen, Schmettern, Zischen, Schnarren oder Hauchen bei, [...] Stumpfheit des geistigen Sprachdranges und physische Rauigkeit der Organe mögen in solchen Fällen zusammenwirken, aber Geist und Organe verfeinern sich durch gegenseitige Einwirkung auf einander, und die Rauigkeit der Töne schleift sich daher oft in der Fortbildung der Sprachen durch die Zeit allmählich ab.<sup>19</sup>

Durch den Gebrauch der Sprache wird der Sprachdrang geläutert und es entsteht,

und zwar in dem Grade mehr, in welchem irgend eine [Sprache] ein glücklich gewähltes Lautsystem richtig anwendet, im Geiste Sinn für feine Lautunterscheidung und Wohlgefallen daran. Da nun die Rede auch vieler Unterscheidungen bedarf, um die Begriffe in allen ihren Verhältnissen

---

<sup>13</sup> V,392 Grundzüge. Cf. dazu Trabandt 1990 S. 110 5.2.4. Monogenese-Polygenese. Von Friedrich Schlegel war 1808 in *Über die Sprache und Weisheit der Inder* die These aufgestellt worden, dass es mehrere Ursprachen gegeben habe.

<sup>14</sup> V,390 Grundzüge

<sup>15</sup> V,393 Grundzüge

<sup>16</sup> V,394 Grundzüge

<sup>17</sup> V,389 Grundzüge

<sup>18</sup> V,396 Grundzüge || VI,183 Verschiedenheiten und VII,64 Kawi-Einleitung. In der Einleitung wurde dieser Grundsatz von Humboldts Hermeneutik bereits ausführlich erörtert. 8.2. wird er im Zusammenhang mit einem Aspekt der Sigmantik besprochen.

<sup>19</sup> V,400 Grundzüge

und Schattirungen auszudrücken und anzuregen, so kommt jener Sinn diesem Bedürfniss sehr glücklich zu Statten.<sup>20</sup>

Daran lässt sich nahtlos die Stelle anschließen, in der Humboldt 13 Seiten weiter explizit vom Sprachsinne spricht:

Die Grundlage desselben [des Regelsystems der Wortbildung] ist das Lautsystem. Denn je feiner und geistiger sich das Gehör und der Sprachsinn in diesem erweist, desto sorgfältiger wird jede, vielleicht anfangs nur zufällig, durch Einschiebung eines Hauchs, eines Vocals, eines Nasenlauts, entsprechende Abänderung des Tones beachtet, und durch die ähnlichen Fälle durchgeführt, und desto analogischer werden ihr andre gleichartige Veränderungen angebildet.<sup>21</sup>

Der Sprachsinne und der Laut sind die zwei »constitutive Principe« der Sprache, wird Humboldt in der *Kawi-Einleitung* VII,250 formulieren. In *Grundzüge* steht: »[...] die Spracherzeugung in [...] [einer Nation] wird fruchtbarer für Alles, womit sie in Berührung steht, wenn sich der Welt von Ideen auch eine sich selbst leicht und wundervoll ordnende Welt von Tönen zur Seite stellt.«<sup>22</sup> Und in dem Grade, wie die Welt der Ideen durch eine Sprache Unterstützung erhält oder nicht, lässt sich »der rohere oder feinere Sprachsinne der Nationen erkennen.«<sup>23</sup>

Aber diese Stellen finden sich wie gesagt bereits im Abschnitt »Wortvorrath«. Zurück zu dem Abschnitt mit der Überschrift »Lautsystem«. Was sind das für Unterscheidungen, die man in der Rede bedarf, »um die Begriffe in allen ihren Verhältnissen und Schattirungen auszudrücken und anzuregen« und was hat man unter einer »sich selbst leicht und wundervoll ordnende Welt von Tönen« zu verstehen? Im Abschnitt mit der Überschrift »Lautsystem« steht dazu:

Es schmeichelt dem Ohre, wenn das harte Zusammentreffen widerstrebender und harmonischer Laute möglichst vermieden wird.<sup>24</sup>

Die Herstellung von Wohlklang durch Assimilation hat aber Grenzen, da sonst »grössere Lautganze« entstehen,

als die blosse Worteintheilung gewährt. Dagegen ist es für den Verstand und das Ohr störend, wenn sich der Endbuchstabe durch Veränderung da auf den ihm nachfolgenden vorbereitet, wo der Verstand logisch und das Ohr rhythmisch eine Pause verlangt.<sup>25</sup>

---

<sup>20</sup> V,402 *Grundzüge*

<sup>21</sup> V,415 *Grundzüge*. Eine Parallele zu den drei eben gegebenen Zitaten ist VII,67 *Kawi-Einleitung*: »Die Geschiedenheit des Lautes von allen ihn verunreinigenden Nebenklingen ist zu seiner Deutlichkeit und der Möglichkeit zusammentönenden Wohllauts unentbehrlich, fliesst aber auch unmittelbar aus der Absicht, ihn zum Elemente des Rede zu machen. Er steht von selbst rein da, wenn dies wahrhaft energisch ist, sich von verwirrem und dunklem thierischen Geschrei losmacht und als Erzeugniss rein menschlichen Dranges und menschlicher Absicht hervortritt. Die Einpassung in ein System, vermöge dessen jeder articulirte Laut etwas an sich trägt, in Beziehung worauf andre ihm zur Seite oder gegenüber stehen, wird die Art der Erzeugung bewirkt. [...] Es gesellen sich dann zu ihm [dem articulirten Laut] Nebenbeschaffenheiten, die jedem, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Organe, eigen seyn können, wie Hauch, Zischen, Nasenton u. s. w. Von diesem droht jedoch der reinen Geschiedenheit der Laute Gefahr, und es ist ein doppelt starker Beweis des Vorwaltens richtigen Sprachsinns, wenn ein Alphabet diese Laute dergestalt durch die Aussprache gezügelt enthält, dass sie vollständig und doch dem feinsten Ohre unvermischt und rein hervortönen.«

<sup>22</sup> V,414 *Grundzüge*

<sup>23</sup> V,414 *Grundzüge*

<sup>24</sup> V,404/405 *Grundzüge*

<sup>25</sup> V,405 *Grundzüge*

Es muss klar werden, »dass das Element der Rede das Wort ist.«<sup>26</sup> Das Wort entsteht aber eigentlich »erst durch den Accent, der ihm die Einheit des Begriffes einhaucht.«<sup>27</sup>

Damit leitet Humboldt schon zum Teil  $\beta$ . über, der im Inhaltsverzeichnis mit »Wortvorrath« und V,410 am Anfang des Kapitels mit »Wörtervorrath« überschrieben wird. Das Wort ist ein Beispiel für die vielen Unterscheidungen, die man in der Rede bedarf und die mittels des Lautsystems zu realisieren sind. Wobei zur Ausbildung des Lautsystems die Schrift, darauf weist Humboldt auch in *Grundzüge* ausführlich hin, eine große Hilfe ist:

Nach einmal entstandener Schrift [...] kann ein Alphabet [...] ein fester bestimmtes und feiner ausgebildetes System erhalten, als ursprünglich im Sprachgebrauch der Nation lag [...].<sup>28</sup>

Von daher ist es mehr als verständlich, dass, wie es im 5.3.1. dieser Arbeit ausführlicher dargestellt wird, Humboldt das Primat der Buchstabenschrift und nicht der Bilderschrift zuspricht:

Die Buchstabenschrift führt daher die beiden grossen Vorzüge mit sich [...], einmal dass alle Lautverhältnisse der Sprache sich reiner und bestimmter gegen einander stellen und ordnen, und vollständiger und systematischer ausgebildet werden, dann dass, indem der Verstand die Grundtheile der Sprache genauer trennt und bestimmter festhält, die Idee ihrer Gliederung lebendiger in ihm wird, und die Vorstellung ihres von den Grundtheilen an aufsteigendes Baues an Anschaulichkeit und Vollständigkeit gewinnt.<sup>29</sup>

### $\beta$ . Wörtervorrath (V,410-444)

Ein Wort ist ein Laut, der einen Begriff bezeichnet.<sup>30</sup>

Mit diesem Satz eröffnet Humboldt das Kapitel »Wörtervorrath« und differenziert ihn im Folgenden:

Jeder solcher Gedankeneinheiten, mithin jedem Worte entspricht ein Gegenstand, entweder ein in der Natur körperlich aufzuzeigender, oder ein durch den Geist mehr oder minder unabhängig von sinnlicher Wahrnehmung, gebildeter. [...] Das Wort macht, dass sich die Seele den in demselben gegebenen Gegenstand vorstellt. Diese Vorstellung muss von dem Gegenstande unterschieden werden;<sup>31</sup>

---

<sup>26</sup> V,405 *Grundzüge* || VII,72 Kawi-Einleitung: »Unter Wörtern versteht man die Zeichen der einzelnen Begriffe. Die Sylbe bildet eine Einheit des Lautes; sie wird aber erst zum Worte, wenn sie für sich Bedeutsamkeit erhält, wozu oft eine Verbindung mehrerer gehört. Es kommt daher in dem Worte allemal eine doppelte Einheit, des Lautes und des Begriffes zusammen. Dadurch werden die Wörter zu den wahren Elementen des Rede, da die der Bedeutsamkeit ermangelnden Sylben nicht eigentlich so genannt werden können.«

<sup>27</sup> V,408 *Grundzüge*. Cf. Brief an Wolf, wahrscheinlich vom Januar 1820, in Humboldt 1990, S. 321 f.: »Es scheint mir natürlich, daß jedes Wort Einem und nur Einem Accent unterliegt, und die formale Definition des Worts scheint mir, daß es ein *Complexus* von demselben Accent regierter Silben, oder um auch die *Monosyllaba* hineinzubringen, der Redeabschnitt ist, welchen Ein *Accent* regiert.« Vergleiche auch Humboldts Arbeit *Ueber die allgemeinsten Grundsätze der Wortbetonung mit besonderer Rücksicht auf die Griechische Accentlehre*. Humboldt setzte sich im Zusammenhang mit seiner Agamemnon-Übersetzung intensiv mit metrischen Problemen auseinander. Die Behauptung, dass sich das Wort durch den Accent definiere, scheint also auf ausführlichen Studien zu fußen, und findet sich, wenn auch etwas differenzierter ausgedrückt, auch in der Kawi-Einleitung VII,140: »Kein selbstständiges Wort lässt sich ohne einen Accent denken und jedes Wort kann nicht mehr als einen Hauptaccent haben.«

<sup>28</sup> V,403 *Grundzüge*

<sup>29</sup> V,410 *Grundzüge*

<sup>30</sup> V,410 *Grundzüge*

<sup>31</sup> V,418 *Grundzüge*

Letzteres erklärt, »daß jede Sprache eine eigene Weltansicht gewährt.«<sup>32</sup> Jedes Individuum macht sich von der Welt seine Vorstellungen, die er mittels Sprache am anderen überprüft, wie bereits ausführlich vom allgemeinen Teil über die »Natur der Sprache überhaupt« referiert wurde.

Voraussetzung dazu, »daß das Wort als verkörperter Begriff nach und nach von sehr verschiedenen Individualitäten verschiedenen Anschauungen angepaßt« werden kann,<sup>33</sup> ist, dass die Lautform als »Hülle des Begriffs«<sup>34</sup> verschiedene Materie fassen kann. Der Geist muß in ihr »einen Spielraum bequemer Breite«<sup>35</sup> finden.

Humboldt argumentiert hier auf der Ebene des Sprachgebrauchs wie der Sprachentstehung. Darüber kann er Aussagen machen, denn Sprache entstand nicht einmal in fernen Zeiten und ist seitdem fertig. Sie befindet sich dauernd im Werden. Ein Sachverhalt, der zu den Grundbedingungen des Sprache überhaupt gehört. Karl Bühler brachte diesen Sachverhalt mit folgenden Worten prägnant auf den Punkt:

Was dem Logiker verwunderlich vorkommt, gehört zu den Grundeinrichtungen der natürlichen Sprache. [...] die sprachliche Darstellung läßt allenthalben Spielräume der Bedeutungsunbestimmtheit offen, [...] Wäre dem nicht so, dann hätten es die Lexikographen leichter; das ist wahr. Aber die natürliche Sprache wäre um das Erstaunlichste und praktisch Wertvollste, was ihr eignet, verarmt. Verarmt um die erstaunliche Anpassungsfähigkeit an den unerschöpflichen Reichtum des im konkreten Falle sprachlich zu Fassenden;<sup>36</sup>

Für diese Flexibilität gibt Humboldt auch Beispiele:

Schwerlich ist bei dem Indischen *dwipa* für Elefant immer an die Eigenschaft des doppelten Trinkens durch den Rüssel und den Mund gedacht worden, wenigen, die das deutsche *Vernunft* und *zurück* gebrauchen, fällt es ein, dass jenes von *vernehmen*, dieses von *Rücken* kommt.<sup>37</sup>

Humboldt macht keinen Hehl daraus, dass er die abstraktere Bedeutung derjenigen, die eine »ursprünglichere Anschauungsweise der Gegenstände« verrät, vorzieht:

Denn die Vorzüge der Sprachen werden nicht durch den partiellen Reichtum von Bildern und Begriffen bestimmt, den sie der Seele zuführen, sondern durch ihre Einwirkung auf das Denken und Empfinden überhaupt.<sup>38</sup>

---

32 V,420 Grundzüge

33 V,421 Grundzüge

34 V,422 Grundzüge

35 V,422 Grundzüge

36 Bühler 1982, S. 65,66

37 V,422 Grundzüge. Das Beispiel vom Elefanten taucht in leicht verändertem Zusammenhang wieder in der Kawi-Einleitung auf (VII,89/90): »[...] und wenn z. B. im Sanskrit der Elephant bald der zweimal Trinkende, bald der Zweizahnige, bald der mit einer Hand Versehene heisst, so sind dadurch, wenn auch immer derselbe Gegenstand gemeint ist, ebenso viele Begriffe bezeichnet.« Das Beispiel des Rückens VII,104. Als ein neueres Beispiel mag die logische Präposition »aufgrund« im Deutschen herangezogen werden. Im Deutschen spiegelt die Rechtschreibung die konkrete bzw. abstraktere Auffassung eines Wortes wieder. Vor 20 Jahren schrieb man *aufgrund* noch *auf Grund* (siehe DUDEN Bd. 1 Rechtschreibung, Mannheim 17. Aufl. 1973 S. 142). Die bildliche Vorstellung dieser Präposition war noch präsenter als heute, wo ihre logische Bedeutung im Vordergrund steht. In der neuen Rechtschreibreform ist dieser Vorgang per Dekret wieder rückgängig gemacht.

38 V,422 Grundzüge

Die bildhafte Bedeutung beschränkt »die Freiheit beim Vorstellen des Gegenstandes«. <sup>39</sup> Eine These, die Humboldt bis in die *Kawi-Einleitung* beibehält. Dort unterscheidet er »eine dreifache Bezeichnung der Begriffe«

1. Die unmittelbar nachahmende, wo der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, in dem Worte so weit nachgebildet wird, als articulirte Laute unarticulirte wiederzugeben im Stande sind. Diese Bezeichnung ist gleichsam eine malende; so wie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unarticulirte Töne trifft, so ist die Articulation mit dieser Bezeichnung im Widerstreite; und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unarticulirten übrig, oder es verwischt sich bis zur Unkennbarkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie stark hervortritt, nicht von einer gewissen Rohheit freizusprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinne wenig hervor und verliert sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildung der Sprache. <sup>40</sup>

Der »reine und kräftige Sprachsinne«, oder wie Humboldt es zwei Seiten weiter VII,78, auf der er sich auf die zitierte Stelle bezieht <sup>41</sup>, fast noch besser sagt, der »Articulationssinne« weist die onomatopoetische Begriffe immer mehr zurück. Das umso mehr, wenn es um die Bezeichnung grammatischer Verhältnisse geht. Hier geht es aber vorerst nur um den "Wortvorrath". Neben den onomatopoetischen Wörtern konstatiert Humboldt in der *Kawi-Einleitung*:

2. Die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftliche Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung. Man kann diese [...] die symbolische nennen. <sup>42</sup>

Humboldt führt als Erklärung von symbolischen Begriffen im Folgenden sein bereits in *Latium und Hellas* III,169 belegtes Beispiel von »wehen, Wind, Wolke, wirren, Wunsch« an. Weitere Parallelstelle für dieses Beispiel V,430 in *Grundzüge*, auf das noch zurückgekommen wird.

Die dritte Möglichkeit der Begriffsbezeichnung wäre nach heutiger Terminologie die arbiträre. Eine Terminologie, die Humboldt wohl nicht ohne weiteres akzeptiert hätte, da er von einer innigen Verschmelzung von Begriff und Bezeichnung ausging. Humboldt nennt die dritte Art der Begriffsbezeichnung die analogische. Die Begriffe werden »durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe« <sup>43</sup> bezeichnet. Ursprünglich gab er dafür auch ein Beispiel: »wie Gischt und Geist«. Warum strich er das? Weil die Lautähnlichkeit eigentlich keine Rolle mehr spielt? man also von einem arbiträren Zusammenhang sprechen könnte? Schließlich wandte er sich wiederholt gegen allzuviel Etymologisieren <sup>44</sup> und zog wie gesagt einen abstrakteren Zusammenhang zwischen Laut und Begriff vor. <sup>45</sup>

---

<sup>39</sup> V,422 *Grundzüge*

<sup>40</sup> VII,76 *Kawi-Einleitung*

<sup>41</sup> Die Rückverweis "S. 75" auf VII,78 kann nicht stimmen. Die Stelle bezieht sich eindeutig auf VII,76 ff. In Humboldt 1836-38 steht S. XCVII auch der entsprechende richtige Verweis auf S. XCIV

<sup>42</sup> VII,76 *Kawi-Einleitung*

<sup>43</sup> VII,77 *Kawi-Einleitung*

<sup>44</sup> Siehe Brief an Welcker vom 15.12.1822 = Humboldt 1859, S. 77 ff.

<sup>45</sup> Humboldts Unterscheidung der verschiedenen Möglichkeiten, Begriffe zu bezeichnen, lautete also in heute gängiger Peircescher Terminologie ausgedrückt wie folgt: die wenigen onomatopoetischen Lautworte in einer Sprache wären Icons und



Eine Ausdifferenzierung der Bezeichnungsarten wie in der *Kawi-Einleitung* findet sich in *Grundzüge* nicht. Aber sie ist angedeutet:

das Wort muss [...] [den Begriff] in Einheit gestalten, das also, wodurch es ihn dem Geiste des Hörenden andeutet, ist, auch als Begriff, seine Bezeichnung. Ursprünglich liegt diese Bezeichnung [...] in jedem Wort, bei den den Naturlauten nachgebildeten, in dem Tönen der Gegenstände, bei andren für körperliche Dinge in andren ihrer Eigenschaften, bei intellectuellen in den zu ihrer Andeutung gewählten Metaphern.

Humboldt gibt dafür auch Beispiele, aber nicht unmittelbar anschließend. Er überlegt, wodurch sich die Zunge bei der Wahl der Bezeichnung hat bestimmen lassen.

Denn indem der Begriff in einen Ton gekleidet wurde, musste sich die Zunge doch durch etwas bei der Wahl desselben bestimmen lassen, und diese konnte nur diese, den ganzen Begriff in einem Punkte, zusammenfassende Anschauungsweise seyn. [...] In den meisten Fällen ist jedoch diese sinnliche Auffassungsweise des Gegenstandes, welche dem Tone vorangiegt, oder mit ihm zugleich, doch immer ihn bestimmend, entstand, nicht mehr aufzuspüren, und dann hängt sie noch bloss an der auf den Ton ausgeübten Wirkung, bisweilen auch nicht einmal mehr an dieser auf eine erkennbare Weise. Im erstern Fall ist der Lautcharakter des Worts (seine Härte oder Sanftheit, seine Helligkeit oder Dumpfheit u. s. f.) im letzteren bloss der Schall der articulirten Töne selbst die Bezeichnung des Wortinhalts. Beispiele geben die drei deutschen Wörter: F l i e g e , K r ä h e , G a n s . Bei dem ersten ist die Bezeichnung des Begriffs das unaufhörlich wiederkehrende Fliegen, wodurch das Thier so vorzüglich lästig wird; bei dem zweiten das Geschrei des Vogels; bei dem dritten das blosse, aus dem Indischen stammende, und auch da nicht zu erklärende Wort. Aehnliche Beispiele gewähren die Wörter für geistige Begriffe mit und ohne erkennbare Metaphern.<sup>46</sup>

Die Terminologie analogisch, symbolisch und lautmalend ist hier noch nicht vorhanden. Humboldt denkt hier auch mehr vom dem in der Sprache mit den Worten stattfindenden Abstrahierungsprozess her. Er bezieht sich dabei auf V,421 zurück:

Ausdrücke für körperliche Gegenstände sind gewiss zum grössten Theile aus Eigenschaften entstanden, die an denselben vorzüglich auffiel, und nichts anders, als zu Adjektiven gewordene Substantiva, unsinnliche Begriffe werden metaphorisch nach körperlichen bezeichnet, [...] In allen diesen Fällen geht sehr häufig, ja mehrentheils, der Charakter der ursprünglichen Bezeichnung unter, und der Begriff des Gegenstandes tritt allgemein, oder anders genommen, an die Stelle.<sup>47</sup>

Worauf dann das bereits angeführte Beispiel des Elefanten, der Vernunft und des Rücken erfolgt. Für einen geistig metaphorischen Begriff dürfte Vernunft als Beispiel stehen. Der Begriff metaphorisch / Metapher fällt bei Humboldt selten. Dafür, dass ein Konkretum für ein Abstraktum steht, dafür benutzt Humboldt seit seinen ästhetischen Schriften den Begriff des Symbolischen. Und in diesem Zusammenhang genau taucht der Begriff des Metaphorischen auch einige Seiten später wieder auf.<sup>48</sup>

---

die nach Humboldt symbolischen Worte Diagramme. Die Peirceschen Symbole entsprächen den analog gebildeten Begriffen Humboldts. Aber eben nur „entsprächen“, denn ob Humboldt einen arbiträren Zusammenhang zwischen Begriff und Laut zugestimmt hätte, ist fraglich. Humboldt ging es auch weniger um eine Klassifizierung der Bezeichnungsarten, sondern lediglich um ihre Differenzierung. Verben eindeutig onomatopoetischen Ursprunges wie zischen, gluckern, blubbern, klirren, rascheln etc. werden als konjugierte und ins Satzgefüge integrierte im Fluss der Rede nur sehr bedingt als lautmalerisch empfunden. Um wieder zu *Grundzüge* zurückzukehren, Humboldt denkt in diesem Punkt eindeutig: »[...] nur das wirklich gedachte [...] Wort ist das eigentliche Wort, [...] (V,422)«

<sup>46</sup> V,426 *Grundzüge*

<sup>47</sup> V,421/422 *Grundzüge*

<sup>48</sup> Cf. VII,94 *Kawi-Einleitung*: »Geistvolle Schriftsteller geben den Wörtern diesen geistigen Gehalt und eine regsam empfängliche Nation nimmt ihn auf und pflanzt ihn fort. Dagegen nutzen sich Metaphern, welche den jugendlichen Sinn der

Auf das Symbolische kommt Humboldt in *Grundzüge* auf den folgenden Seiten zu sprechen, indem er weiter die allgemeine Natur des Wortes diskutiert. Nicht der Begriff steigt zu seiner sinnlichen Bezeichnung durch den Laut hinab, sondern umgekehrt, der Begriff hat sich den Laut zu erobern:

In der bunten Mannigfaltigkeit der Töne, welche die Wahrnehmung der Natur, das Bedürfnis der Mittheilung, und die gesellschaftliche Geschwätzigkeit hervorlockt, entdeckt die Seele, und in dem Grade häufiger und genievoller, in dem ihr selbst höhere intellectuelle Kraft und feinerer Sprachsinn beiwohnt, die geistigen Beziehungen, und prägt die vorhandenen Wörter in ihnen<sup>[49]</sup> entsprechenden Bedeutungen aus.

– in »prägt« ist übrigens die Typusmetapher enthalten – aber

Nicht durch ein gleichsam dumpfes, mit Eintheilen und Zergliedern beschäftigtes Brüten über den Ideenstoffe, sondern durch die Befruchtung der Naturmasse der Töne durch einen regen, immer auf das Höhere gerichteten Geist, entsteht in den Sprachen reicher und tiefer Ideengehalt in geistvoll ihm angeeigneten Wörtern.<sup>50</sup>

Das ist dann der Ort, an dem Humboldt Symbol, Wort und Zeichen voneinander unterscheidet. Das Wort steht nach ihm zwischen Zeichen und Symbol. Zeichen ist das Wort, indem es für etwas anderes steht. Vom Zeichen unterscheidet es sich aber, weil das, für das es steht, untrennbar mit ihm verbunden ist. Insofern ist es Symbol.<sup>51</sup> Humboldt verabschiedet sich hier von einer langen Tradition eines »Grundirrtums«, nämlich von der auf Aristoteles zurückgehenden Auffassung, Wörter seien »als blosse Zeichen« für einen anderweitig gefassten und bei allen Menschen gleichen Gedankeninhalt<sup>52</sup> anzusehen. Wie eng ein Begriff an seiner Bezeichnung hängt, zeigte Humboldt auf den

Vorzeit, wie die Sprachen selbst die Spuren davon an sich tragen, wunderbar ergriffen zu haben scheinen, im täglichen Gebrauch so ab, dass sie kaum noch empfunden werden.«

Alle Stellen aus der Kawi-Einleitung: VII,28, 94, 172, 192, 316, 319, 326, 327, 341. Die Auflistung dürfte vollständig sein, da sie sich mit der im Register von Donatella Di Cesare deckt = Humboldt 1991 p. 364. Ihre Angabe p. 276 kann aber nicht stimmen. Sowohl in ihrer Übersetzung wie im Originaltext findet sich das Lemma dort nicht. In Humboldt 1998 gibt sie weniger Stellen an. Erwähnenswert IV,250 Mexicanische Sprache = Humboldt 1994, S. 233: »Die Benennung der meisten Gegenstände sind von gewissen Eigenschaften, oder Aehnlichkeiten hergenommene Metaphern.« Der von *Grundzüge* her referierte Gedankengang ist dort also nicht das erste Mal gefasst. Vielleicht ist er am Mexicanischen gewonnen. Vgl. Humboldt 1994 S. 57. Noch in der Kawi-Einleitung VII,172 spricht er von den kühnen Metaphern in den Sprachen der Amerikanischen Eingebornen.

Als ein grundsätzlicher, Überlegungen leitender Begriff scheint der Begriff der Metapher VI,507 *Über Schiller* vorzukommen, an der er klagt, dass sich Schiller nie über Sprache geäußert habe, »in welcher sich doch gerade die zwifache Natur des Menschen, und zwar nicht abgesondert, sondern zum Symbole verschmolzen, ausprägt. Sie vereinigt im genauesten Verstande ein philosophisches und poetisches Wirken in sich, letzteres zugleich in der im Wort liegenden Metapher und in der Musik des Schalles. Zugleich bietet sie überall einen Uebergang ins Unendliche dar, indem ihre Symbole die Kraft zur Thätigkeit reizen, allein dieser Thätigkeit nie Grenzen stecken, und auch das höchste Mass des in sie Gelegten durch ein noch grösseres überboten werden kann.« Die Begriffe Symbol und Metapher kommen auch hier wieder zusammen vor, und es ist mehr als anzunehmen, dass Humboldt der heutigen von Hans Blumenberg initiierten Metaphernforschung großes Interesse entgegenbracht hätte. Auch die Annahme, dass Humboldt bei den »geistreichen Schriftstellern«, von denen er VII,94 Kawi-Einleitung sprach, an einen solchen Kopf wie Schiller dachte, dürfte so abwegig nicht sein. Kawi-Einleitung und die Vorerinnerung an Schiller sind zeitlich nebeneinander entstanden.

<sup>49</sup> Die Satzkonstruktion ist nicht einfach, macht aber Sinn und geht grammatisch auf, wenn man »in ihnen« auf »geistige Beziehungen« rückbezieht.

<sup>50</sup> V,427 *Grundzüge*

<sup>51</sup> Scharf 1994, S. 184 behauptet, Humboldt habe seinen Symbolbegriff geändert, wofür sich allerdings von den Ergebnissen vorliegender Untersuchung keine Hinweise ergeben.

<sup>52</sup> Teilweise schon in III,167 *Latium und Hellas* vorformuliert. Die berühmte Aristotelesstelle, auf die sich Humboldt bezieht, findet sich *peri hermeneias* 16a und lautet in der Übersetzung von Eugen Rolfes: »Es sind also die Laute, zu denen die Stimme gebildet wird, Zeichen (symbola) der in der Seele hervorgerufenen Vorstellungen (ton en te psyche pathemáton), und die Schrift ist wieder ein Zeichen der Laute. Und wie nicht alle dieselbe Schrift haben, so sind auch die Laute nicht bei allen dieselben. Was aber durch beide an erster Stelle angezeigt (semeia) wird, die einfachen seelischen Vorstellungen, sind bei allen Menschen dieselben, und ebenso sind es die Dinge, deren Abbilder (omoiómata) die Vorstellungen sind.« Humboldt geht von diesem engen Zeichenbegriff aus. Die Semiotik im 20. Jahrhundert, vor allem Saussurescher Prägung, darauf wies Trabant 1986 Kapitel 3 wie 1989, S. 102 hin, erhob nun Humboldts Wortauffassung zur Zeichenauffassung schlechthin, was natürlich zu einiger Verwirrung in der Terminologie führen kann.

vorausgegangen und hier ausführlich referierten Seiten zur Genüge. Den nächsten Seiten widmet er sich deshalb der Abgrenzung des Wortes zum Symbol. Das, was im Symbol für etwas anderes "mit"steht, kann auch für sich allein stehen. »Der Laut im Wort [...] ist hingegen nichts ohne seine Beziehung auf den Begriff, da er ausschliesslich die Bestimmung hat, diesen gestaltet hervorzurufen.«<sup>53</sup>

Was vor allem für diese Untersuchung interessiert, ist nun, dass Humboldt den Sprachsinne, der – wie angeführt – nach seiner Ausgangsüberlegung von V,427 die Aufgabe hat, das Geistige im Laut zu beheimaten, dem Symbolischen entgegengesetzt:

genauer untersucht, hat das Wort ganz und gar nicht die Natur eines Symbols, und der symbolisierende und der durch richtigen und feinen Sprachsinne geleitete Verstand sind vielmehr einander entgegengesetzt.<sup>54</sup>

Diese Stelle strich Humboldt allerdings. Ist das als Indiz zu nehmen für Schwierigkeiten bei der Fassung des Gedankens? Direkt an die gestrichenen Worte anschließend stand erklärend:

Im Symbol wird Sinnliches und Unsinnliches, einander gegenseitig durchdringend als Eins angesehen, [...]

Diese Symboldefinition wird auf der nächsten Seite wiederholt (und wurde später nicht gestrichen):

Das Symbol verlangt ausdrücklich die Verschmelzung des Unsinnlichen mit dem Sinnlichen; der Körper soll nicht bloss Körper, die Idee nicht bloss Idee seyn. Die Sprache dagegen ist ein rein geistiges Streben, gehend vom Denken zum Denken, nur auf diesem Wege gezwungen Körperstoff annehmend, und nur so wenig, als möglich, nur den leichten, gleich verhallenden Ton, und von diesem nur den articulierten, den mit möglichster Abschneidung alles Geräusches zum bloss hörbaren Verhältniss zurückgeführten.

Daraus folgert dann Humboldt dasselbe, das in der gestrichenen Stelle stand:

Der symbolisierende Verstand und der Sinn und das Genie zur Sprache stehen daher in natürlichem Gegensatz miteinander.<sup>55</sup>

Man beachte »Genie und Sinn« zur Sprache. Das Epitheton genievoll fiel hinsichtlich des Sprachsinnes bereits bei der Ausgangsüberlegung von V,427. Der Sachverhalt wird verständlicher, wenn man sich auch die zweite Streichung auf V,428 ansieht. Dort steht anschließend an die eben bereits gegebene Symboldefinition »Im Symbol wird Sinnliches und Unsinnliches, einander gegenseitig durchdringend als Eins angesehen, dieses sich in jenem offenbarend, jenes sich zu diesem erweiternd; Idee und Körperliches fallen zusammen.«:

Ein in allen Beziehungen auf die Sprache höchst wichtiger Unterschied der Einwirkung beider auf den Geist ist, dass das Beschäftigen mit Bildern verweilend und vertiefend stimmt, das Beschäftigen mit Zeichen rasch übergehend und Vieles umfassend.<sup>56</sup>

---

<sup>53</sup> V,429 Grundzüge

<sup>54</sup> V,428 1) Grundzüge

<sup>55</sup> V,429 Grundzüge

Das wie gesagt strich Humboldt. Das dort Gemeinte taucht nun aber just im Anschluss an das auf, das schon für die erste Streichung stand:

Der symbolisierende Verstand und der Sinn und das Genie zur Sprache stehen daher in natürlichem Gegensatz miteinander. Sie gewöhnen auch den Geist an eine ganz verschiedene Weile in der Folge der Vorstellungen [...] Das Symbolisieren führt zur Vertiefung in den einzelnen Gegenstand, dessen Schale gleichsam durchdrungen werden muss, um die sie durchstrahlende Idee wahrzunehmen; der Sprachsinne reißt den Geist in unaufhaltsam lebendiger Bewegung fort.<sup>57</sup>

Sprache, an akustische „Zeichen“ gebunden, expliziert sich in Zeit und ist damit das Medium für diskursives Denken, das Symbolische dagegen mehr für kontemplatives und ist dem Bildlichen zuzurechnen.<sup>58</sup> Wobei hier zu bedenken ist, dass das Bildliche hauptsächlich von den damaligen Reproduktionsmöglichkeiten aus gedacht wurde, also vom feststehenden Einzelbild (7.).

Die Stelle, dass die Beschäftigung mit Zeichen rasch und übergehend stimmt, musste Humboldt streichen, weil er damit Gefahr gelaufen wäre, missverstanden zu werden. Schließlich hatte er sich ja kurz vor der gestrichenen Stelle dagegen ausgesprochen, dass das Wort ein Zeichen ist. Widersprochen hätte er sich freilich nicht unbedingt, da Humboldt das Wort als mit dem Zeichen verwandt ansah.

Ein Wort steht zwischen Zeichen und Symbol. Es berührt sich mit beidem. Symbolisieren und diskursives Denken schließen sich deshalb nicht gegenseitig aus. Denn Humboldt wiederholt im Anschluss an das zuletzt gegebene Zitat sein bereits in *Latium und Hellas* stehendes Beispiel von Wolke, Wolle, Wald und meint, »da liegt in der That etwas Symbolisches in demselben.« Aber, so meint er, »der Wortlaut selbst kann darum doch kein Symbol genannt werden.« In der *Kawi-Einleitung* spricht er wie schon angeführt dann immerhin von symbolischer Bezeichnungsart.<sup>59</sup> In *Grundzüge* interessiert ihn aber wie auch bereits bemerkt vor allem »das Symbolische in dem Begriffe der Wörter« das, »bei allen metaphorischen Ausdrücken der Fall ist.« »Dies unläugbare Symbolisieren der Sprache«, dem man die geistigen, metaphorischen Begriffe verdankt unterstützt den

Sprachsinne wohlthätig, es wird aber nun auch vollständig deutlich, in welchem Verhältnis beide zu einander stehen. Es muss Gabe und Drang vorhanden seyn, das Sinnliche und Unsinnliche in einander aufzusuchen und einzuhüllen, aber die helle und klare Richtung auf das Geistige muss vorherrschen, [...]»<sup>60</sup>

Von daher ist auch die "Sprachsinne-Stelle" zwei Seiten weiter zu verstehen. Wenn das Geistige gesichert vorherrscht, ergänzen sich diskursive Rede und symbolische, poetisch stimmende, also zur Kontemplation anregende Bilder, ja dies ist ein Merkmal der »edelsten und am geistvollsten

---

<sup>56</sup> V,428 2) Grundzüge

<sup>57</sup> V,429,430 Grundzüge

<sup>58</sup> Es ist bestimmt nicht zu viel in diese Stelle hineininterpretiert, wenn man annimmt, dass dieser Gedanke auch von Humboldts 5.3.1. und 7.4. diskutierten Phonozentrismus herrührt.

<sup>59</sup> bemerkt aber VII,76 Kawi-Einleitung eigens dazu, dass »der Begriff des Symbols in der Sprache viel weiter geht.«

<sup>60</sup> V,430 Grundzüge

bearbeiteten Sprachen«. Humboldt gibt dazu als Beispiel das Indische, gemeint ist das Sanskrit, in dem »abgezogene Philosophie mit der höchsten Dichtung eine großartige Verbindung eingegangen ist.« Humboldt stellte dies in seinen beiden Akademiereden über die Bhagavadgita auch ausführlich dar. V,432 *Grundzüge* heißt es:

Die Sprache vergeistigt immer den Menschen, führt ihn erst zu reiner Intellectualität hinauf, dann aber, wenn kein Gegengewicht eintritt, zu trockner, sophistischer und spielender über den Gipfelpunkt hinüber, [...] In den Sprachen einiger hochgebildeten Nationen ist [...] der Vortrag so keusch, dass niemals ein dichterisches Wort in der fesselfreien Rede geduldet wird. Dies entspringt nur mittelbar aus dem dichterischen Gefühl der Nation, unmittelbar aber aus dem, einen viel höher gesteigerten und feiner geläuterten Sprachsinn voraussetzenden für die Prosa, als eigene Gattung der Rede.<sup>61</sup>

Und um den Kommentar zu den Sprachsinn-Stellen in *Grundzüge* zu komplettieren, derselbe Gedanke sprachwissenschaftlich, aber lediglich für das Wort durchgespielt findet sich V,423:

Wenn die Sprachuntersuchung sich auf diese Beziehungen [sinnliche Lebendigkeit der Wörter – man denke an Humboldts Elefantenbeispiel] richtet, sie in den Wörtern aufsucht, ohne sie hineinzulegen, und auf diese Weise den immer der Muttersprache, auch unbewusst, verwandten Sprachsinn der Nation weckt, und dadurch klarere Einsicht und ein feineres Gefühl der Sprache bewirkt; so kann die ursprüngliche Individualität der Wörter wieder heller ans Licht treten, und ordnet sich nun, ohne weiter zu schaden, der durch die Zeit freier und intellektueller gewordenen Auffassung der Gegenstände unter.

In diesem Abschnitt, in dem Teile von Humboldts ersten großer Entwurf zu einer allgemeinen Einleitung für eine sprachwissenschaftlichen Studie, in dem Fall zu den amerikanischen Sprachen, referiert wurde, ging es in erster Linie um Humboldts Auffassung des Worts und damit zusammenhängend um seinen Symbolbegriff. Das Symbolisieren ist nun aber ein Geschäft der Einbildungskraft, jener »Vermittlerin der entgegengesetzten Naturen in der Menschheit.«<sup>62</sup> Unter den entgegengesetzten Naturen der Menschheit versteht Humboldt das Sinnliche und das Unsinnliche. Auf die eben zitierte Apposition zur Einbildungskraft liest man folgende Worte:

Da nun auch der Verstandesgehalt des Wortes sich nur auf ihrem Gebiete mit dem sinnlichen vereinigen kann, so ist dieses Gebiet eigentlich die Sphäre, in welcher das Wort schwebt<sup>[63]</sup>, indem die Einbildungskraft die Gesamtkräfte der Seele zum Hervorbringen oder Verstehen desselben zusammenfasst.

Um dies evident zu machen, ist ein Exkurs zur Einbildungskraft unumgänglich. Er legt sich auch von der Akademierede *Über den Dualis* aus nahe, die wie in diesem Abschnitt bereits erwähnt, zeitlich und inhaltlich mit der Studie *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus* aufs engste zusammenhängt. In der Akademie-Abhandlung *Über den Dualis* aus dem Jahre 1827 kommt der Begriff Sprachsinn im Verhältnis zur ihrer Länge im Werk Humboldts am häufigsten vor (1.5. und Anhang). Er findet sich dort vor allem im zweiten etwas allgemeiner gehaltenen Teil. Auf den Seiten VI,27/28 sogar gleich fünf

---

<sup>61</sup> V,432 *Grundzüge*. Cf. 3.4. u. 5.3.2.

<sup>62</sup> V,420 *Grundzüge*

<sup>63</sup> Diese Formulierung wird V,426 wiederholt, worauf Humboldt auch verweist: »[...] weil die ganze Wortbildung (89.) in der Sphäre der Einbildungskraft schwebt.« Der Kontext, in dem dieser Satz steht, wurde bereits ausführlich zitiert und besprochen.

Mal. Außerdem enthält die kleine Schrift eine erste beiläufige Definition des Begriffs. Der Sprachsin, so heißt es dort in einer Apposition zum Begriff, habe man »als das eigentlich schaffende Princip in der Sprache«<sup>64</sup> anzusehen. Das ist eine erste Vorformulierung der späteren, wesentlich ausdifferenzierteren Definition aus der *Kawi-Einleitung*, in der der Sprachsin ebenfalls ein »Princip« genannt wird.<sup>65</sup> Dort wird diesem Prinzip aber noch ein zweites zur Seite gestellt, das des Lautes. Dieses spielt in der Akademie-Abhandlung von 1827 keine Rolle. Dafür aber ein anderer Begriff, der der Einbildungskraft:

Es waltet nämlich in der Bildung der Sprachen, ausser dem schaffenden Sprachsin selbst, auch die überhaupt, was sie lebendig berührt, in die Sprache hinüberzutragen geschäftige Einbildungskraft.<sup>66</sup>

Das Verhältnis von Sprachsin und dem Symbolischen in *Grundzüge* entspricht dem von Sprachsin und Einbildungskraft in *Dualis*. Beide werden parallel gebraucht wie entgegengesetzt.

Da in *Grundzüge* der Begriff des Sprachsinns fast ausschließlich im Abschnitt »Wörtervorrath« vorkommt, dürfte der Exkurs hier an der richtigen Stelle erfolgen. Lediglich V,459 im Abschnitt »γ. Rede-Verbindung« taucht noch einmal der Begriff „Sprachsin“ auf. Auf diese Stelle wird zusammen mit seiner Parallelstelle aus *Vom grammatischen Baue* im 4. Kapitel ausführlich eingegangen.

---

<sup>64</sup> VI,22 *Dualis*

<sup>65</sup> VII,250/251 *Kawi-Einleitung*

<sup>66</sup> V,28 *Dualis*